

# Im hintersten Baselbiet

Autor(en): **Müller, C. A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **6 (1944)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860994>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Im hintersten Baselbiet.

Von C. A. Müller.

Langsam, aber unaufhörlich wächst die Stadt Basel in das Baselbiet hinein. Fährt man von der Rheinstadt dem Ergolztal zu, so wollen die städtischen Siedelungen nicht aufhören. Sie streuen sich in die Landschaft ein, dass diese mehr und mehr von ihnen beherrscht wird. Nicht nur den Talboden überfluten sie, schon ergreifen sie die Hänge und sind den Wäldern dicht auf den Fersen, allüberall, wo die Berge nicht zu stotzig aufragen.

Hinter Pratteln will das bäuerliche Wesen wieder vorrücken; aber schon ist Liestal mit seinen zu Vororten heranwachsenden Nachbardörfern erreicht. Und hinter dem schmucken Spittelerstädtchen folgt die hochindustrielle Siedelung von Lausen, die das einst so stillgelegne Kirchlein jenseits der Ergolz völlig in den Hintergrund gedrängt hat.

So fängt erst weit oben im Ergolztal das heimelig gebliebene alte Baselbiet an, nämlich erst dort, wo die «neue» Hauensteinbahnlinie von Gelterkinden ins Eital abzweigt, um bei Tecknau im grossen Tunnel das Jenseits zu suchen.

Ja endlich — hinterm stattlichen Kirchturm von Gelterkinden geht's glücklich in ein stilles Tal. Doch zeigt sich jetzt die Ergolz als unansehnlicher Bach, und das trägt wohl die Schuld daran, dass sich im vergangenen Jahrhundert keine grosse Fabrik hier angesiedelt und die Dorfschaften von Ormalingen und Rothenfluh charakterlos gemacht hat. Aber nicht allein dies ist der Grund; weit wichtiger war, dass kein Schienenstrang hierhin führt und dass auch die Strasse kaum Verkehr erlebt; denn eigentümlicherweise bildet sich diese gar nicht ein, über den Jura ins Aaretal zu wollen, wie dies die meisten ihrer Schwestern west- und ostwärts tun. Wohl strebt sie noch hinter Rothenfluh der Schafmatt zu; aber auf einmal besinnt sie sich anders und steigt durch ein Seitentobel des jetzt tiefeingeschnittenen Tales nach dem hintersten der Baselbieter Dörfer, nach Anwil («Ammel») hinan, wo sie am liebsten ihren Ruhepunkt fände. Aber weil es die kantonale Eintracht will, findet sie eine Fortsetzung, die hinüber und hinab nach dem solothurnischen Kienberg führt, das eine Kolonie jenes zerstückeltsten der Schweizerkantone im Fricktale bildet.

So darf sich die Ergolz in ihrem Oberlaufe eines kurzen Talstückes erfreuen, das weder von einer Strasse noch von irgendeinem grösseren Weg gestört wird. Und dieses Talstück ist auch sonst ein kleines Naturwunder für den, der solche kleinen Verborgeneheiten liebt.

Die Ergolz, ein Bach noch zu nennen, gebärdet sich jugendlich übermütig. Und so ist es nicht zum Verwundern, wenn sie mit einem Freudensprung über eine kleine Felswand hinaussetzt, doch ganz im Versteckten, dass ja kein Unbefugter zusehen kann.

Vom Zeglinger «Giessen» hörte ich schon als Bub und auch den Rünenberger Wasserfall habe ich schon frühe entdeckt. Dass aber auch die Oltinger einen solchen besitzen, war mir bis vor kurzem unbekannt. Und wem



**Oltingen.** Zeichnung von C. A. Müller.

ginge es nicht gleich unter all den Baslern, die ihr Baselbiet als wunderliches Wanderland schätzen?

Die gelehrten Geologen wissen natürlich sehr wohl, warum diese Oberbaselbieter Bäche in ihrem Oberlauf einen Sturz erleben: Dort wo es geschieht, endet eben der Kettenjura und die Juratafel beginnt, so sagen sie. Auch der Ungelehrteste wird ihnen hierin rechtgeben, denn wenn er die Augen nur ein wenig auftut, kann er einen ziemlichen Unterschied zwischen der Landschaft südlich dieser Wasserfälle und jener nördlich von ihnen bemerken: Da steigen die Berge in langen Wellen steil an und geben sich, wie man es am Jura gewöhnt ist. Dort aber dehnen sich in weiten welligen Hochflächen die Aecker und Matten, von Obstbäumen übersät und bilden eine Platte, die sich besonders hinter Anwil mächtig ausdehnt. Wer es nicht weiss, sieht hier über mehrere Täler hinweg, so eng und tief sind sie eingesägt.

Das ist der Grund, warum auch die Ergolz hier so friedsam und unberührt ihre Jugendlust austobt. Ihr Tal ist schmal und hat dichtbewaldete Hänge. Nur holzende Bauern tragen menschliches Treiben in den versonnenen Winkel, oder dann die Buben der drei nächsten Dörfer, — Oltingen, Anwil und Wenslingen —, die sich wie die Ergolz besonders im Frühjahr übermütig benehmen, Holzstücke in ihren Lauf werfen und zuschauen, wie diese über die Felswand getrieben werden und ins Becken hinabstürzen.

Vom Dorfe *Oltingen* ist es unbestreitbar am nächsten zum Ergolzabsturz. Obgleich der Taleinschnitt, in dem er geschieht, von den «Ammelern» bean-

spricht wird, gehört er doch recht eigentlich zu Oltingen, das den Baselbieterfluss als erste menschliche Behausung begrüsst, ihn in die menschliche Gesellschaft aufnimmt und in die Arbeit einspannt. Die Häuser des Dorfes reihen sich mit den beiden Hauptzeilen dem Wasserlaufe an; er ist seit urdenklichen Zeiten ihr getreuer Gespons und mag sich immer gesittet benommen haben, sodass sie nichts von ihm zu fürchten hatten. Sein Bett ist schmal bemessen und zu einem Gutteil von den Holzschöpfen der Wohnhäuser überdeckt, zumal im Mitteldorf, wo man sein Wasser gar in einen oder zwei Mühlekanäle leitet und auf alle mögliche Weise nutzbar macht.

So wenig die Oltinger *zuviel* Wasser fürchten, so wenig fürchten sie *Wassermangel*. Als im trockenen Sommer 1945 die Menschen in Anwil sich grösster Sparsamkeit befleissen mussten, nur damit jeder Dorfbewohner seiner Ration vom köstlichen Nass gewiss blieb, sprudelten in Oltingen die Dorfbrunnen munter weiter und das verdankten sie der Ergolz, oder genauer gesagt: dem Wunder ihrer Geburt.

Nach den Schulbüchern entspringt der Fluss droben an der Schafmatt, was die Lehrer allerdings mit einiger Berechtigung ausstreuen. Das Wasser, das ihn bildet, sammelt sich zum meisten Teil auf jenem breiten Rücken, der den hintersten Baselbieter Passübergang erlaubt. Aber wenn die Zeiten trocken sind, so wird man das Bächlein wohl da oben entdecken; gleich weiter unten aber, in einer Waldschlucht, ist keine Spur mehr von ihm vorhanden — und doch läuft es gleichwohl ohne Aufhören zwischen den Oltinger Häusern hindurch! Wie kommt das nur?

Das «*Gallisloch*» bringt dieses Wunder zustande. Dort quillt das Wasser, das wir oben auf der Schafmatt getroffen, in verstärkter Masse wieder aus dem Berginnern. Hier, oberhalb der ersten Häuser von Oltingen, wird Wasser aus dem Fels gespendet, so kühl und so reichlich, dass es nach wenigen Schritten schon die obere Mühle von Oltingen zu treiben vermag.

Es ist begreiflich, dass frühere Geschlechter eine ehrfürchtige Scheu vor der segensreichen Gabe empfanden, dass die alten Alemannen, oder die Kelten vor ihnen schon, das Wirken einer Gottheit an diesem Orte vermuteten und dass die Christen dann hier der heiligen Verena eine gewisse Dankbarkeit für diesen Reichtum entgegenbrachten.

Die Leute der Gegend machten sich immer gerne Gedanken, woher dies Wasser alles kam, auch wenn rings die Brunnen versiegt waren. Der Glaube entstand, dass das ganze Berginnere von einem See erfüllt sein müsse, und ängstliche Gemüter beteten an der Quelle, dass er sich nie auf einmal ergiessen möchte. Es sollen sogar die Elsässer, die über die Schafmatt nach Einsiedeln wallfahrteten, deswegen ihre Gebete zum Himmel geschickt haben. Der geheimnisvolle See entleerte sich gottseidank nie und die Leute des Unterlandes blieben vor grossem Unheil bewahrt.

Die «*Gallislochquelle*» erwies sich nicht nur mit Wasser freigebig. Auch der Stein, der sich durch das ewige Gerinnsel als trefflicher Tuff angesetzt hatte, wurde von den Oltingern mit Vorliebe zum Hausbau verwendet. Ja es soll noch beim Bau der fernen Farnsburg von ihm Gebrauch gemacht worden sein.

Ob dieser Stein schuld daran ist, dass Oltingen bis heute ein Dorf besonderer Art geblieben ist? Mächtige Häuser stechen aus dem Ortsbild und

machen es zu einem der schönsten im ganzen Baselbiet. Da ist einmal das «*Grosse Haus*», das jedem in die Augen fällt, der Oltingen betritt. Sein Giebel ragt hoch über die andern hinaus, die Tuffsteinquader sind vom Alter geschwärzt; umso leuchtender strahlen die Blumen, die unter allen Fenstern stehen, auch auf jenem prächtigen gotischen mit dem Kreuzstock, das unterm lustigen Klebdache südwärts guckt. Der kräftige Pfeiler an der Hausecke springt weit vor und stützt das Haus noch, wenn unsere Generation längst vergangen sein wird. Eigenartig ist die Verzierung in der Giebelspitze, die über einem Gesims eine Reihe kleiner viereckiger Oeffnungen aufweist. Sie kommt nicht nur in diesem Hause, sondern auch an zwei weiteren oberhalb und unterhalb im Dorfe vor, sonst aber in keinem der Nachbarorte.

Die *obere Mühle* darf sich ebenfalls zu den stattlicheren Bauten Oltingens rechnen. Hochauf reckt sie sich und ihr Gemäuer ist bestimmt auch mittelalterlich, wenngleich die Fenster die Merkmale des 18. Jahrhunderts an sich tragen. Das Mühlewerk ist noch wohlerhalten und das grosse Rad dreht sich, vom Wasser der Gallislochquelle getrieben, in gemächlichem Gang. Die Romantik des alten Gewerbes wirkt auf jeden Beschauer, wenn er den Weg zum umbauten Rad gefunden hat.

Oltingen besitzt noch eine zweite Mühle, doch ist diese weit mehr verändert worden und gibt sich weniger als uralter Bau kund. Dafür weist ihr gegenüber, in der jenseitigen Strassenflucht, ein rundbogiger Hauseingang die Jahrzahl 1581 auf.

Vom schönsten Bauwerk Oltingens war bis hierher die Rede nicht. Und doch wird es jeden zuerst gegrüsst haben, der sich dem Dorfe näherte, ob er dies von Wenslingen oder von Anwil oder von der Schafmatt her tat. Es ist die *Kirche* auf dem Hügel, um die sich das alte Beinhaus und der Pfarrhof wundervoll gruppieren. Ein solches architektonisches Schmuckstück, das sich der Landschaft aufs Wunderbarste einfügt, findet sich weit und breit nicht mehr. Alles passt da zusammen, und die alten Bäume, die den Hügel überschatten, gehören mit dazu, so gut wie der Friedhof mit seinen Mauern und beiden Toren, wie der Brunnen im Pfarrhof, hinter dem bis vor kurzem eine Linde stand, die aber leider von der Last der Jahrhunderte zerbrochen wurde. Eine junge, schon gepflanzt, wird sich hoffentlich mit ihrem Grün bald gleich einfügen, dass auch kommende Geschlechter den Pfarrhof in seiner ursprünglichen Vollkommenheit zu schauen vermögen.

Gerne möchte ich Pfarrer in Oltingen sein. Und ich beneide den jungen Herrn in seinem Amt, wenn ich auch weiss, dass dieses manche Sorge birgt. In seinem Hause thront er sichtlich über seinen anvertrauten Seelen; nur wenige Häuser — und diese stammen aus der neuesten Zeit — stehen über dem seinen, und schon die nahe «Herrengasse» mit ihren älteren Bauten sinkt untertänig vor ihm zur Tiefe des Viertels am Bach hinab. Bestimmt ist dies kein Zeichen dafür, dass der Geistliche hoch über den Dorfgenossen steht. Aber die uralte Freude und der Stolz der christlichen Kirche, über die Heidenwelt der Lande gesiegt zu haben, kommt darin noch immer zum Ausdruck. Denn Oltingen ist eine alte Pfarrgemeinde. Das Gotteshaus war dem Heiligen Nikolaus von Myra geweiht und wird erstmals in einer Urkunde vom Jahre 1296 erwähnt, stand aber sicher weit länger, da es der Mittelpunkt einer Urfarrei war.



So abgelegen die Gegend im Zeitalter der Eisenbahnen erscheint, so war sie es doch in Römerzeit und Mittelalter keineswegs. Noch immer kann man die Spuren des alten Römerweges über die Schafmatt verfolgen. Natürlich hatte das Aufkommen des Gotthardpasses im 15. Jahrhundert das Uebergewicht der Hauensteinpässe über alle übrigen Juraübergänge verstärkt. Allein daran verödete die Schafmatt noch nicht. Ein Beweis dafür mag sein, dass die Herren von Kienberg, welche Dienstmannen der mächtigen Grafen von Froburg waren, sich zu einer gewissen Bedeutung aufschwangen. Dies deutet auf sichere Einkünfte hin.

Auch dass Oltingen ein alter kirchlicher Mittelpunkt ist, führt vielleicht darauf zurück. Das Dorf am Nordfuss der Schafmatt war keines der ärmlichsten, sonst hätte es sich nicht das Kloster Säkingen daran gelegen sein lassen, seit den Zeiten Ludwigs des Frommen (9. Jahrhundert) dort Güter zu besitzen. Die Oltinger hinwiederum fühlten sich eng mit dem Kloster am Rhein verbunden und wallfahrteten alljährlich dorthin. Auch die Deutschritterkommende Beuggen gelangte in Oltingen zu Besitz; zwei Brüder aus dem Geschlechte der Herren von Kienberg übergaben dieser ihre Ländereien und die Mühle daselbst im Jahre 1281.

Eigentümlicherweise war das Dorf Oltingen im Mittelalter direkt auf der Grenze zweier Gaue gelegen: Die Ergolz schied den Sigsau vom Frickgau. So waren die Rechte durch lange Zeiten hindurch oftmals strittig. Beim Aussterben der Froburger im Jahre 1366 erbten die Grafen von Thierstein-Farnsburg deren Rechte im Sigsau. Im Farnsburger Urbar von 1372 wird Oltingen als zur Herrschaft Farnsburg gehörig erwähnt; doch dies betraf nur den Teil westlich der Ergolz, die andere Hälfte mitsamt der «Taverne» gehörte zur Herrschaft Kienberg und in den Machtbereich der Grafen von Habsburg-Laufenburg. Jakob von Kienberg verkaufte seine Rechte an Graf Sigmund von Thierstein, der sie aber 1378 an Peter von Heidegg weiter veräusserte. Die Herren von Heidegg waren habsburgische Adelige, die sich frühzeitig in Schweizerstädten niederliessen und besonders mit Solothurn Beziehungen pflegten. Als im Jahre 1461 die Herrschaft Farnsburg an die Stadt Basel überging, übernahm diese auch deren Anteil an Oltingen. Solothurn hingegen wusste von Kienberg her seinen Einfluss geltend zu machen und beim endgültigen Kaufe dieser Ortschaft von Hans Ulrich von Heidegg, 1525, wurde die Aarestadt auch hier feindseliger Nachbar der Stadt am Rhein. Es gab mancherlei Zwistigkeiten zu schlichten, was bei den verwickelten Rechtsverhältnissen nicht verwunderlich war. Schon 1528 hatte Basel eine Klärung derselben versucht; jedoch erst durch Vertrag von 1648 gab Solothurn seine Rechte auf Oltingen preis im Tausch gegen solche, die es in Nunningen, auf der gegenüberliegenden Seite des Baseliets also, erhielt. Früher, 1534, war es Basel gelungen, von der Herrschaft Oesterreich die Oberlehensrechte über den ehemals habsburgischen Teil zu Oltingen, Anwil und Rothenfluh zu erwerben.

Nicht ohne Grund also läuft heute noch die Kantonsgrenze über jenen Berggrat östlich von Oltingen, der die wenigen Ueberreste des ehemaligen Schlosses *Heidegg* knapp dem Solothurner Boden überlässt. Dieses bestand wohl nur aus einem Wohnturm, da der Raum beengt ist, und mag erbaut worden sein, als die Heidegger Nachfolger der Kienberger geworden. Eigentümlicher-



**Oltingen.** Zeichnung von C. A. Müller.

weise wird der Burg Heidegg auch in grösseren Werken über die Solothurner Burgen der Name Kienberg beigelegt, obschon diese letztere Burg hoch östlich über diesem Dorfe gestanden haben muss.

So sehr nun nach 1461 die Interessen der Oltinger nach dem Rheine hin gerichtet sein mussten, so pflegten sie doch enge Verbindungen mit den Leuten jenseits der Schafmatt. Sie gaben das besonders im Schwabenkrieg 1499 zu verstehen, als Basel von ihnen verlangen wollte, neutral zu sein. Sie liessen durch einen Boten melden, die Basler möchten auf diese oder jene Seite hinneigen, das Herz der Oltinger werde bei den Eidgenossen sein.

Das kleine Völklein unter der Schafmatt, dem man heute gerne das Zeugnis grosser Aufgewecktheit ausstellt, war auch in früheren Zeiten immer sehr rege gewesen. Ein Zug in die Ferne hatte junge Burschen als Reisläufer aus der Heimat gehen heissen. Aber auch die daheimblieben, wussten, was draussen in der Welt vorging. Es kam wohl nicht von ungefähr, dass schon der Priester Ulrich Basler, der seit 1473 die Pfarrei Oltingen betreute, sich aus den erstgedruckten Büchern mit Wissen versorgte und die Geistesströmungen seiner Zeit mit Anteilnahme verfolgte. Er wird in der Dorfschaft Manchen gekannt haben, dem er das Gelesene weitergab. Auch einer seiner Nachfolger, Matthäus Hiltbrand, fand den Weg zum aufgebrochenen Neuen, hielt mit seiner Ueberzeugung nicht hinterm Berg und überwarf sich deshalb mit

dem Bischof von Basel. Das Domkapitel berief ihn ab und verlangte vom Basler Rat, dass er einen Priester, der am alten Glauben hange, ins Schafmattdorf setze. Die Gemeinde Oltingen selber wehrte sich nun dagegen und brachte es tatsächlich zustande, dass Peter Beck, der evangelisch gesinnt war, zum Nachfolger Hiltbrands wurde.

Ein Jahr später, 1529, entschloss sich Basel zur Einführung der Reformation. Die Pfarrer wurden nun alle geprüft, ob sie zu ihrem neuen Amt auch tüchtig genug seien. Offenbar waren die Oltinger mit dem ihrigen unzufrieden und wünschten nicht, dass er bestätigt würde. Peter Beck zog denn auch noch in diesem Jahre weg und besorgte den Kirchendienst in Munzach, doch auch dort nicht lange.

In jenen Zeiten waren Hans Gysin, der Müller, und Hans Simon die führenden Männer. Sie waren es, die im Auftrage der Gemeinde mit dem Domkapitel von Basel in Unterhandlungen traten über den Ankauf des Zehntens. Sie reisten den durch die Reformation vertriebenen geistlichen Herren in ihren provisorischen Sitz in Freiburg im Breisgau nach und verstanden es, daselbst zu einem für die Gemeinde günstigen Verträge zu kommen, nach welchem der Gemeindezehnten und der Kirchensatz um 1600 Gulden an die Oltinger übergehen sollte. Allein die Stadt Basel, die bei diesem Handel nicht begrüsst worden war, verlangte, dass ihr Rat zuerst entscheide. Das Domkapitel, unwillig geworden, zog sich aus dem Vertrag zurück und es brauchte mancherlei, bis sich die Gemeinde schliesslich doch im Besitze der gewünschten Rechte sah. Nicht lange, denn 1531 trat sie diese wieder an die Pfleger des «Hohen Stifts» ab.

Im Herbst des Jahres 1564 trat die Pest in den Dörfern unterhalb der Schafmatt furchtbar auf. In der Kirchgemeinde Oltingen, zu der von je die Dörfer Wenslingen und Anwil gehörten, forderte sie 40 Opfer. Es war nicht das einzige Mal, dass dieser Würgengel durch die Dorfgassen ging: Auch in den Jahren 1610 und 1611 forderte er wieder seinen Tribut. Der damalige Pfarrer Antonius Weitz, der 54 Jahre lang hier seines Amtes waltete, verlangte, dass die Toten nicht mehr wie bisher nach Geschlechtern bestattet würden, sondern der Reihe nach, damit die Gräber nicht zu rasch wieder geöffnet werden müssten. Die Oltinger gingen von ihrem alten Brauch ungern ab, dagegen waren sie einer anderen Neuerung hold, nämlich der, dass man die Toten in Särgen bestattete, anstatt wie bisher nur im Totenhemd. Pfarrer Weitz fand die Verschwendung von Holz unnötig und wettete dagegen, jedoch vergeblich.

Schon 1628 und 1634 erneut trat die Pest wieder auf. Sie wütete in Anwil gerade, als auch ein weiteres Unglück über dieses Grenzdorf hereinbrach. Am 28. November 1634 fielen kaiserliche Musketiere über das Oertchen her, schossen mutwillig in die Stuben und zogen mit 12 geraubten Pferden ab. Die Anwiler, von denen gerade zur Zeit des Ueberfalles zwei an der Pest starben, erholten sich merkwürdig rasch vom ersten Schreck, riefen die Leute aus Oltingen und andern Nachbardörfern zu Hilfe und setzten mit diesen den Räubern nach. Sie holten diese wirklich bei Wallbach am Rhein ein, doch waren die meisten mit 10 Pferden schon jenseits des Stroms in Sicherheit.

Schluss folgt.